

Kapitalistischer Kommunismus

Fritz Helmedag

1 Plusmacherei ohne Unterschiede

Klassische Ökonomen wie Adam Smith (1723-1790), David Ricardo (1772-1823) und Karl Marx (1818-1883) charakterisieren „freie“ Konkurrenz durch die Existenz *uniformer* Gewinnmöglichkeiten: Unbehinderter Wettbewerb auf offenen Märkten führe dazu, dass jeder Unternehmer oder Kapitalist überall in Proportion zum jeweils eingesetzten Kapital den gleichen Profit einstreiche. Was aber verbirgt sich konkret hinter der schillernden Chiffre, die der modernen Wirtschaftsweise den Namen gibt? Es sind im Wesentlichen *vier* Deutungen, die mit dem Begriff „Kapital“ assoziiert werden. Damit korrespondieren wiederum zwei Typen von Prozentsätzen als Erfolgsindikatoren, die einmal reine Zahlen sind und das andere Mal einen Zeitraum im Nenner angeben.

1. *Kapital als Subsistenzmittelfonds*: Nach dieser „agrarischen“ Sichtweise müssen zunächst durch Konsumverzicht Lebensmittel akkumuliert werden, wovon sich die Menschen bis zur nächsten Ernte ernähren können.¹ Fällt der Ertrag hinreichend hoch aus, verbleibt nach Abzug der für den nächsten Zyklus erforderlichen Inputs ein Überschuss, der im Verhältnis zum Güterverbrauch während der Produktionsperiode verteilt wird. Die Profitrate als Quotient zweier Stromgrößen

¹ Beispielgebend für den Ansatz ist die „Weizenwirtschaft“ David Ricardos im „Essay on Profits“ (1815/1951). Siehe dazu im Einzelnen Helmedag (1994, S. 125 ff.). In seiner „Positiven Theorie des Kapitals“ (1889) hat Eugen von Böhm-Bawerk im Subsistenzmittelfonds die Voraussetzung für das „Einschlagen mehrergiebiger Produktionsumwege“ gesehen.

mit gleichen Einheiten hat in diesem Umfeld den Charakter einer dimensionslosen Verwertungsrate.

2. *Kapital als Realkapital:* Von dieser Warte aus bilden die genutzten Gebäude, Maschinen und Werkzeuge etc. die Grundlage für einen Einkommensanspruch. Die Aggregation der heterogenen Produktionsmittel zu einem homogenen „Kapitalstock“ ist aber ziemlich verwickelt, wie die sog. Cambridge-Cambridge-Kontroverse im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts gezeigt hat (vgl. Helmedag 1986). Der auf die Bestandsgröße Kapital bezogene Profit als Stromgröße liefert eine auf eine Zeitperiode denominierte Veränderungs- bzw. Wachstumsrate.
3. *Kapital als Geldkapital:* Jetzt stellen die im Unternehmen angelegten finanziellen Mittel die Bemessungsgrundlage zur Aufschlüsselung des Gewinns dar. Die so kalkulierte Investitions- oder Eigenkapitalrendite misst ein Plus auf das „vorgeschossene“ Geld innerhalb einer bestimmten Zeitspanne, die im Nenner genannt wird. Liegt der Soll- bzw. Habenzins bei Banken unter dieser Marke, zahlt sich ein Engagement im realen Sektor der Wirtschaft aus.
4. *Kapital als soziales Verhältnis:* Wie in älteren Gesellschaftsformationen eignen sich auch heutzutage einige Menschen einen Teil des Arbeitsprodukts anderer an. Allerdings war diese Ausbeutung früher mit bloßem Auge sichtbar – etwa in Form von Hand- und Spanndiensten –, während die aktuelle Produktionsweise dieses Phänomen verschleiert, indem scheinbar gleichrangige Anbieter und Nachfrager markträumende Preise aushandeln. Es war Marx, der wie kein zweiter den weiterhin hinter den Kulissen bestehenden Zwang zur Ableistung von Mehrarbeit hervorkehrte. Die Relation zwischen dieser zusätzlichen und der (zur Reproduktion) notwendigen Arbeit kommt in der Mehrwertrate zum Ausdruck, die sich desgleichen als dimensionslose Profitrate interpretieren lässt.

Der beschriebenen Komplexität gehen zeitgenössische Standard-Volkswirte mit einem hübschen Schlenker aus dem Weg: Unter der Ägide des in den Lehrbüchern dominierenden „vollständigen“ Wettbewerbs verdampfe jeglicher Gewinn, somit stellt sich die Frage nach dem „richti-

gen“ prozentualen Erfolgsindikator in dieser Konzeption gar nicht.² Die Klassiker der Disziplin sehen den Kapitalismus hingegen als System, in dem *trotz* Konkurrenz *dauerhaft* Profit anfällt. Im Gleichgewicht hat sich schließlich innerhalb der herrschenden Klasse Verwertungsidentität etabliert, was Karl Marx in einem Brief an Friedrich Engels vom 30. April 1868 schlagend auf den Punkt bringt:

„Was die Konkurrenz zwischen den in den verschiedenen Produktions-sphären hausenden und verschieden zusammengesetzten Kapitalmassen anstrebt, ist der *kapitalistische Kommunismus*, nämlich daß die *jeder Produktionssphäre angehörige Kapitalmasse*, in der Proportion, worin sie Teil des gesellschaftlichen Gesamtkapitals bildet, einen aliquoten Teil des Gesamtmehrwerts erhascht.“³

Wenige Zeilen nach dem schönen Oxymoron „kapitalistischer Kommunismus“ spricht Marx die Frage an, wie ausgehend von einer einheitlichen, allein auf den Arbeitslohn bezogenen Mehrwertrate eine ebenfalls uniforme Profiträte mit dem Gesamtkapital als breiterer Bemessungsbasis zustande kommt. „Dazu muß aber die *Preisbestimmung* der Waren von ihren *Werten abweichen*“, heißt es ahnungsvoll. Tatsächlich rangen nach Marx noch Generationen von Ökonomen mit dem aufgeworfenen „Transformationsproblem“, bis es schließlich gelöst wurde (vgl. Helmedag 1993). Grundsätzlich ist eine strenge Trennung zwischen Begriffen der Arbeitswertrechnung einerseits und monetären Ausdrücken andererseits geboten. Außerdem muss zuerst der Bruttogewinn als Spanne zwischen Volkseinkommen und Lohnsumme berechnet werden, um ggf. später davon die *Renten* für natürliche Ressourcen bzw. stehendes Kapital abziehen zu können. Bessere Böden und leistungsfähigere Maschinen mindern Lohnkosten und begründen daher ein besonderes Einkommen aus dem Gesamtgewinn, das Arbeitsproduktivitätsdifferenzen ausgleicht.

² Freilich könnten Neoklassiker darauf verweisen, dass bei verschwindendem Überschuss die Verwertungs- bzw. Veränderungsrate wenigstens uniform sei: null.

³ Im Folgenden wird ohne Orts- und Jahresangabe aus der im Dietz-Verlag erschienenen Gesamtausgabe Marx-Engels Werke (MEW) zitiert. Das genannte Schreiben findet sich in Bd. 32, S. 70-75, die wiedergegebene Passage auf S. 73.

Das unten entfaltete Modell soll Kerngedanken der Marx'schen Kapitalismusanalyse auf kompakte und konsistente Weise wiedergeben.⁴ Dabei wird die Existenz einer mehr oder weniger großen „industriellen Reservearmee“ vorausgesetzt, d. h. es herrscht grundsätzlich Unterbeschäftigung. Deswegen lässt sich die Ausbringung quantitativ ausdehnen, ohne auf Kapazitätsgrenzen zu stoßen. Tatsächlich liegt diese Situation regelmäßig in entwickelten Volkswirtschaften vor: Arbeitslosigkeit ist ein weltweites und permanentes Problem der Gegenwart.

Dazu kommt ein weiterer Aspekt. In quantitativer Hinsicht fällt auf, dass Marx in allen drei Bänden seines Hauptwerkes immer wieder eine Mehrwertrate von 100 % annimmt.⁵ Der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus wählte diesen „runden“ Wert wahrscheinlich deshalb, um möglichst einfache Zahlenbeispiele bilden zu können. Im vorliegenden Beitrag wird indes gezeigt, dass die *hundertprozentige* Verwertung der Arbeitskraft nicht bloß der Bequemlichkeit dient, sondern „kapitalistischen Kommunismus“ in Reinkultur repräsentiert. Die Schlüsselgröße der etablierten Wirtschaftsweise ist ein systemimmanentes Ergebnis von Interessengegensätzen im *Unternehmerlager*.

2 Fundamentale Trennungen

Im ersten Schritt sortieren wir die kaum überschaubare Produktvielfalt einer modernen Ökonomie – wozu selbstverständlich Dienstleistungen zählen – in zwei Warenkörbe. Der eine enthalte alle „Lohngüter“, die aus Arbeitseinkommen erworben werden. Der andere Behälter beherberge den gesamten Rest der Erzeugnisse. Insoweit ähnelt der Ansatz auf den ersten Blick dem Beschäftigungsmodell von Pigou (1933/1968, S. 71 ff.), der allerdings die Gültigkeit des Sayschen Theorems unterstellt (vgl. Hartwig 2000, S. 126 ff.). Die hier ausgebreiteten Überlegungen schwimmen hingegen im Keynes'schen Fahrwasser: Die effektive Nachfrage bestimmt das absorbierte Angebot (vgl. Helmedag 2012a).

⁴ Vgl. dazu auch Helmedag (2012c).

⁵ Vgl. MEW 23, S. 605, MEW 24, S. 298 und MEW 25, S. 37 und S. 221.

Die einzelnen Posten innerhalb der beiden Güterkategorien unterscheiden sich nicht notwendigerweise materiell, sondern lediglich darin, *wer* als Käufer fungiert: Treten Unselbstständige als Abnehmer auf, handelt es sich stets um Lohnartikel, während die anderen Objekte alternativ als Luxus-, Mehrprodukt- oder Surpluswaren deklariert werden. Hierzu gehören *in praxi* neben dem Konsum der Gewinnbezieher private und öffentliche Investitionen, Exporte und sogar „Produkte“ der „Finanzindustrie“.

Vor diesem Hintergrund mag etwa ein Bleistift oder ein Briefumschlag prinzipiell in beide Nachfragekategorien fallen. Selbstverständlich weiß ein Anbieter häufig nicht, an welche Klientel er konkret liefert. Es ist eben in der Regel unklar, aus welchen Quellen das Geld stammt, das in der Kasse klingelt. Trotzdem kann die Warenwelt zumindest prinzipiell in Lohn- bzw. Luxusgüter klassifiziert werden. In der zeitgenössischen, hochgradig ausdifferenzierten betrieblichen Arbeitsteilung lassen sich dann mittels der Input-Output-Analyse die Vorleistungen ebenfalls den Kundengruppen zuordnen. Wie wir sehen werden, bedarf es zu dieser fundamentalen analytischen Zweiteilung keiner speziellen empirischen Untersuchung, vielmehr genügt es, die Daten der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung entsprechend zu deuten.

Die absatzorientierte Separierung bildet das Pendant zu den hierarchischen „Kornmodellen“ etlicher Nestoren der Nationalökonomie (vgl. Skourtos 1991): Ein „Basissektor“ stellt das Lohngut – z. B. Weizen – her, mit dem als Einsatz im selbst nicht lebensfähigen Nichtbasisbereich der Überschuss in seiner stofflichen Form angefertigt wird. Solche Differenzierungen versprechen, die *kausale* Struktur der wirtschaftlichen Verhältnisse eher aufzudecken als die gängige Annahme einer „allgemeinen ökonomischen Interdependenz“, die zirkulären Argumentationen Tür und Tor öffnen. Ohne Identifikation der Triebkräfte des Geschehens gerät die Auseinandersetzung über die adäquate Erklärung der Funktionsweise des modernen Kapitalismus jedoch mehr oder weniger beliebig. Dementsprechend bewegt sich sowohl der öffentliche als auch der akademische Diskurs je nach Interessenlage auf vorgezeichneten Bahnen. Wissenschaftlicher Fortschritt verlangt indes, hinter das oberflächliche Netz vermeintlicher Abhängigkeiten zu schauen. Der Anspruch dieser Ausführungen besteht darin, mit der beschriebenen Dichotomisierung der Nachfrage einen erhellenden Blick hinter die Kulissen zu ermöglichen.

Aus gegebenen interindustriellen Lieferverflechtungen kann man die von den Endprodukten absorbierte Beschäftigung herausfiltern. Annahmegemäß werden alle Zwischenerzeugnisse sowie der Ersatz für die physische Abnutzung des Kapitalstocks in der laufenden Periode ausgebracht. Die in einer Ware materialisierte Gesamtarbeitszeit v_j resultiert aus der Auflösung des folgenden Systems:

$$v_j = \sum_{i=1}^n a_{ij} v_i + a_{0j} \quad i, j = 1, 2, \dots, n \quad (1)$$

Die Koeffizienten a_{ij} geben jeweils die unmittelbare Einsatzmenge einer Ware i für die Herstellung einer Einheit j [q_j] an.⁶ Mit a_{0j} [t/q_j] – etwa in Stunden pro Stück gemessen – wird die direkt bei ihrer Produktion verrichtete (homogene) Arbeit erfasst. Die im Lohngüterbündel eines Basiszeitraums $[T]$ – beispielsweise eine Woche – enthaltene Beschäftigung (L_B) ergibt sich in Matrizenschreibweise zu:

$$L_B = \mathbf{v} \mathbf{y}_B = \mathbf{a}_0 (\mathbf{I} - \mathbf{A})^{-1} \mathbf{y}_B \quad (2)$$

Dabei stellt \mathbf{v} den Zeilenvektor der Arbeitswerte und \mathbf{y}_B den n -dimensionalen Spaltenvektor der aus Lohneinkommen erworbenen Artikel dar. Wird ein Gut überhaupt nicht unmittelbar aus dem Salär für abhängige Erwerbstätigkeit entgolten, steht an der entsprechenden Stelle eine Null. \mathbf{I} symbolisiert die Einheitsmatrix, \mathbf{A} die Matrix der Koeffizienten a_{ij} ; der Zeilenvektor \mathbf{a}_0 listet die direkten Arbeitseinsätze auf. Analog ermittelt man das Aktivitätsniveau im Nicht-Lohngutsektor (L_X):

$$L_X = \mathbf{v} \mathbf{y}_X = \mathbf{a}_0 (\mathbf{I} - \mathbf{A})^{-1} \mathbf{y}_X \quad (3)$$

Der Spaltenvektor \mathbf{y}_X verzeichnet alle Güter der Endnachfrage, die nicht aus Löhnen finanziert wurden. L_B und L_X geben die Arbeitsvolumina wieder, die zur Produktion der Erzeugnisse für die entsprechende Käuferschicht dienen.

Wir deklarieren nun eine beliebige fiktive Einheitsware im betrachteten Sektor als dessen Ausstoß. So werden etwa in sieben Tagen X

⁶ Eckige Klammern enthalten Dimensionssymbole.

„Stück“ Überschussgüter mit dieser (künstlichen) Dimension $[q_X]$ fabriziert. Sie verkörpern jeweils den Arbeitswert v_X , der selbstverständlich mit dem unterstellten Outputvolumen variiert. Dadurch gelingt es, musterhaft „ein“ Luxus- bzw. Lohngut zu kreieren, obwohl sich diese Vorstellung auf keine konkreten Gebrauchswerte in der Wirklichkeit stützt. Dank dieser *virtuellen* Zerlegung der Wirtschaft wird sich nicht nur ihr Innenleben erschließen, sondern es lässt sich auch mit leicht zugänglichen statistischen Daten konkretisieren.

Die Division der Beschäftigung in der stilisierten Mehrproduktindustrie L_X durch die Menge X führt zur vertikal integrierten Arbeit des imaginären Luxusartikels:

$$v_X = \frac{L_X}{X} \left[\frac{t}{q_X} \right] \quad (4)$$

Die Quantität des repräsentativen Lohnguts pro Periode (B) wird ebenfalls abstrakt fixiert. Für den dazugehörigen Arbeitswert v_B gilt dann:

$$v_B = \frac{L_B}{B} \left[\frac{t}{q_B} \right] \quad (5)$$

Die geschaffene Surplusware sei mit (Rechen-)Geldeinheiten $[M]$ zum Preis p_X $[M/q_X]$ zu kaufen, während das standardisierte Lebensmittel der Unselbständigen p_B $[M/q_B]$ kosten soll. Die Multiplikation der uniformen Realvergütung (w) *pro rata temporis* – beispielsweise eine Stunde – in Quantitäten des Lohngutes $[q_B/t]$ mit dessen Preis liefert die nominale Bezahlung wp_B $[M/t]$.

3 Profitrate, Wertgesetz und Beschäftigung

Gewinnerzielung setzt voraus, dass der Preis einer Ware um einen Zuschlagfaktor $s > 0$ über den Stückkosten liegt. Für das Basisgut gilt dann:

$$p_B = v_B wp_B (1 + s) \left[\frac{M}{q_B} \right] \quad (6)$$

In der Lohngutbranche wird die Marge s als reine Zahl ermittelt. Sie ist größer als Null, wenn der Ausstoß einer Arbeitsstunde, die Produktivität ($1/v_B$), den Reallohn w übertrifft:

$$s = \frac{1 - v_B w}{v_B w} > 0 \quad \text{für} \quad \frac{1}{v_B} > w \quad (7)$$

Offensichtlich kann in Gleichung (6) der Preis der Lohnware beliebig gewählt werden, was durch einen Querstrich über dem Symbol zum Ausdruck gebracht wird:

$$p_B = v_B w \bar{p}_B \left(\frac{1}{v_B w} \right) = \bar{p}_B \quad (6')$$

Der Aufschlag lässt sich auf *dreierlei* Weise interpretieren. Die erste Variante erfasst das Verhältnis zweier Geldbeträge:

$$s = \frac{\bar{p}_B - \bar{p}_B v_B w}{\bar{p}_B v_B w} = \frac{\text{Stückgewinn}}{\text{Stückkosten}} \quad (8)$$

Ferner lässt sich die Überschussrate auch physisch deuten. Jetzt werden Mengen des Basisguts zueinander in Beziehung gesetzt:

$$s = \frac{\frac{1}{v_B} - w}{w} = \frac{\text{Mehrprodukt}}{\text{Reallohn}} \quad (9)$$

Schließlich kann man auf die Relation zweier Arbeitsmengen abstellen. Zähler und Nenner enthalten dann in Zeiteinheiten gemessene Größen:

$$s = \frac{\frac{1}{w} - v_B}{v_B} = \frac{\text{Surplusarbeit}}{\text{notwendige Arbeit}} \quad (10)$$

Leider gehen nicht nur im Original die drei Spielarten der Verwertungsrate wie Kraut und Rüben durcheinander. Ein großer Teil der Konfusion, die in der Kapitalismusanalyse von Marx, seinen Epigonen und seiner Kritiker anzutreffen ist, beruht auf der vagen Bestimmung des jeweils

gebrauchten Begriffs. Die vorangegangene Aufstellung hat gezeigt, dass im gegebenen Ansatz der numerische Wert des Zuschlags sowohl als Mehrwert- wie auch als Profitrate gelesen werden kann. Gesamtwirtschaftlich ergibt sich die Variable als Quotient aus dem Gesamtgewinn und der Lohnsumme. Diese nackte Zahl ist aber streng von einer Investitionsrendite zu unterscheiden, die eine Stromgröße (Jahresgewinn) auf einen Bestand (Kapitalstock) bezieht. Ein solcher Veränderungssatz stellt daher wie ein Zinsfuß auf einen abgegrenzten *Zeitraum* ab und stimmt deshalb nie und nimmer mit der dimensionslosen Profit- alias Mehrwertrate überein.

Beim *mark-up* $(1 + s)$ handelt es sich um einen Faktor, der als Indikator des Preisniveaus interpretiert werden kann. Selbstverständlich bezieht er sich nur auf Prozesse zur Herstellung beliebig vermehrbare Waren. Wenn man so möchte, korrespondiert dieser Index mit der sog. Kerninflation, welche die Preise für natürliche Ressourcen und Agrargüter ausschließt. Der Kehrwert des Produktionspreisniveaus $(1/(1 + s))$ liefert die *realen* Lohnstückkosten als prozentualen Anteil des Arbeitsentgelts am Gesamteinkommen, welcher zwischen null und eins liegt. Damit ist auch klar, worauf Ausbeutung beruht: Die abhängig Beschäftigten können das von ihnen hervorgebrachte Produkt nicht zurückkaufen. Dieser Befund bestätigt im Übrigen die Lehre von Adam Smith (1776/1979, S. 65 ff.): Mit einer Ware vermag man mehr Arbeit zu erwerben („labour commanded“) als in ihr enthalten ist („labour embodied“), weil das Preisniveau mehr als 100 % beträgt.⁷

Der Preis des Luxusgutes ergibt sich gleichfalls durch eine Aufschlagskalkulation. Allerdings besteht zwischen den Sektoren ein hierarchisches Verhältnis: Die Gleichung (11) enthält Bestandteile, die vom Basisbereich übernommen werden:

$$p_X = v_X w \bar{p}_B (1 + s) = v_X w \bar{p}_B \left(\frac{1}{v_B w} \right) = \frac{v_X \bar{p}_B}{v_B} \left[\frac{M}{q_X} \right] \quad (11)$$

⁷ Die in der öffentlichen Diskussion oft ins Feld geführten *nominalen* Lohnstückkosten machen in dem vorliegenden Rahmen keinen Sinn, da die Diskontierung der Bezugsbasis – das Gesamteinkommen – mit dem Preisniveau $(1 + s)$ stets 1 liefert.

Es liegt in der Luft, das Preisverhältnis unserer beiden Warenkategorien im Gleichgewicht, d. h. bei einheitlicher Verwertungsrate s zu berechnen. Aus (6') und (11) folgt:

$$\frac{p_X}{\bar{p}_B} = \frac{v_X w \bar{p}_B (1+s)}{v_B w \bar{p}_B (1+s)} = \frac{v_X}{v_B} \quad (12)$$

Dies ist ein wichtiges Resultat: Weder die absoluten noch die relativen Preise der herauspräparierten Warenkategorien ändern sich mit dem Reallohn! Entsprechende Vorstellungen in Theorie und Praxis erweisen sich als Trugschluss. Vielmehr bestimmen allein die in den beiden Güterklassen verkörperten Arbeitsmengen das Tauschverhältnis.

Um die Beschäftigung im integrierten Basissektor L_B zu ermitteln, bedarf es einer ökonomischen Überlegung. Im Kapitalismus wird menschliche Arbeit letzten Endes nur nachgefragt, um die Güter für die herrschende Klasse herzustellen: Der Überschuss der Lohngüterproduktion dient zum Unterhalt der Belegschaft in der Luxusindustrie. Beide Größen hängen selbstverständlich von der realen Vergütung w ab. Die Division des Versorgungsbedarfs $L_X w$ durch das Mehrprodukt pro Stunde liefert:

$$L_B = \frac{L_X w}{\frac{1}{v_B} - w} = \frac{L_X v_B w}{1 - v_B w} = \frac{L_X}{s} \quad (13)$$

Offenbar beeinflusst die Mehrwert- oder Profitrate das Aktivitätsniveau im Basisbereich. Die Gesamtbeschäftigung summiert sich zu:

$$L = L_X + L_B = L_X \left(1 + \frac{1}{s} \right) = \frac{L_X}{1 - v_B w} \quad (14)$$

Das Arbeitsvolumen steigt mit $v_X X$ – dem Arbeitsbedarf in der Luxusfertigung L_X – und dem Reallohn für:

$$w \leq \frac{1}{v_B} \quad (15)$$

Die Lohnsumme (W) wächst *ceteris paribus* ebenfalls mit w :

$$W = Lw\bar{p}_B = \frac{L_X w \bar{p}_B}{1 - v_B w} \quad \text{mit} \quad \frac{\partial W}{\partial w} = \frac{L_X \bar{p}_B}{(1 - v_B w)^2} > 0 \quad (16)$$

Allerdings werden in Tarifverhandlungen keine realen Vergütungen fixiert. Nominale Zuschläge stärken die Kaufkraft aber nicht, wenn die Preise entsprechend steigen. Zu klären ist daher, welche systemimmanenten Kräfte die Größe des Warenkorbs determinieren, den sich ein Arbeiter leisten kann.

4 Das Ausbeutungsgleichgewicht

Der Kerngedanke der folgenden Überlegungen lautet: Auch mit den Entgelten abhängig Beschäftigter lassen sich Geschäfte machen. Um diesen in der ökonomischen Theorie bislang vernachlässigten Gesichtspunkt zu präzisieren, benötigen wir zunächst die Formel für den nominalen Gesamtprofit (Π):

$$\begin{aligned} \Pi = Lw\bar{p}_B s &\stackrel{(14)}{=} \frac{L_X w \bar{p}_B}{1 - v_B w} \left(\frac{1 - v_B w}{v_B w} \right) = \frac{L_X \bar{p}_B}{v_B} = \\ &= \frac{L_X \bar{p}_B p_X}{v_B p_X} = \frac{L_X v_B p_X}{v_B v_X} = X p_X \stackrel{(6)}{=} \frac{X v_X \bar{p}_B}{v_B} \end{aligned} \quad (17)$$

Die Gewinnsumme deckt sich völlig mit den Ausgaben der Nicht-Arbeiter. Wie eingangs bemerkt, umfasst diese Bruttogröße die Renten für natürliche Ressourcen und fixes Kapital. Entsprechende Zahlungen bedeuten jedoch lediglich eine Umverteilung innerhalb der Kapitalistenklasse.

Nun greifen wir die Erkenntnis auf, wonach die Lohnkosten des Luxusweiges die Profite des Basisbereichs ausmachen:

$$\begin{aligned} L_X w \bar{p}_B = X_B p_X &\Leftrightarrow L_X w = \frac{X_B p_X}{\bar{p}_B} \Leftrightarrow \\ &\Leftrightarrow v_X X w = \frac{X_B v_X}{v_B} \Leftrightarrow X_B = X v_B w \end{aligned} \quad (18)$$

Die Gewinne des Luxussektors betragen demnach:

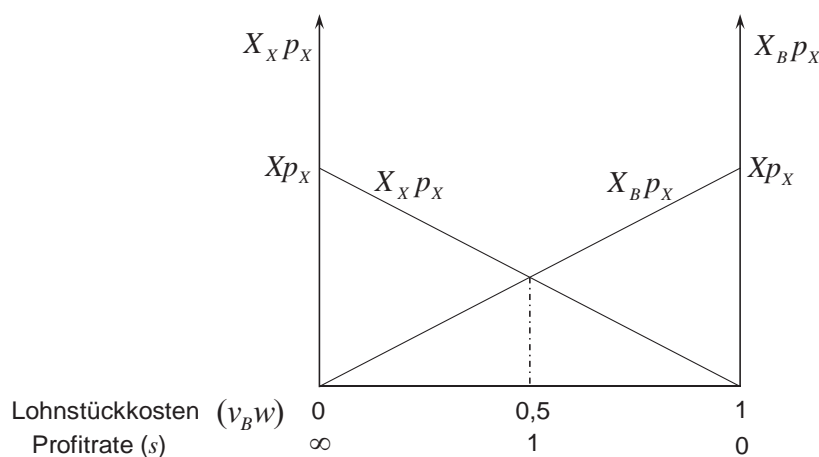
$$X_X = X(1 - v_B w) \quad (19)$$

Als Schlüsselgröße hinter den Kulissen strukturiert die Profitrate die Wirtschaft:

$$s = \frac{L_X}{L_B} = \frac{X_X}{X_B} = \frac{X_X p_X}{X_B p_X} = \frac{1 - v_B w}{v_B w} \quad (20)$$

Die Verwertungsrate s bestimmt sowohl die Allokation der Arbeit als auch die Verteilung des Gewinns auf die stilisierten Branchen, nicht aber dessen Volumen (vgl. Gleichung (17)).⁸ Wie Abbildung 1 illustriert, bewegen sich die sektoralen Profite in Abhängigkeit vom „Wert der Arbeitskraft“ bzw. den realen Lohnstückkosten ($v_B w$) *gegenläufig*. Wer hätte gedacht, dass in Wahrheit widerstreitende Interessen hinsichtlich der Entlohnung das Unternehmerlager prägen?

Abbildung 1: Die Profite im Lohn- und Luxussektor



⁸ Der im dritten Band des Kapitals postulierte „tendenzielle Fall der Profitrate“ (vgl. MEW 25, S. 221 ff.) stellt demgegenüber auf eine sinkende Kapitalrendite ab und unterstreicht die eingangs erwähnte unzulängliche begriffliche Präzision im Marx’schen Werk.

Solange die Verdienstmöglichkeiten der an die zwei Kundenkreise verkaufenden Anbieter differieren, wechseln früher oder später einige die Branche, bis keine Arbitragegelegenheiten mehr bestehen. Im Zuge solcher Prozesse auf hinreichend offenen Märkten werden bestehende Profitdifferenziale abgebaut. Vor diesem Hintergrund erlangt der Schnittpunkt der Gewinnfunktionen bei $s = 100\%$ eine herausragende Bedeutung: In diesem Gleichgewicht herrscht *kapitalistischer Kommunismus* in dem Sinn, dass nicht nur die Profitrate einheitlich und positiv ist, sondern es kann den Unternehmen zudem egal sein, woher das Geld stammt, das sie einstreichen.⁹

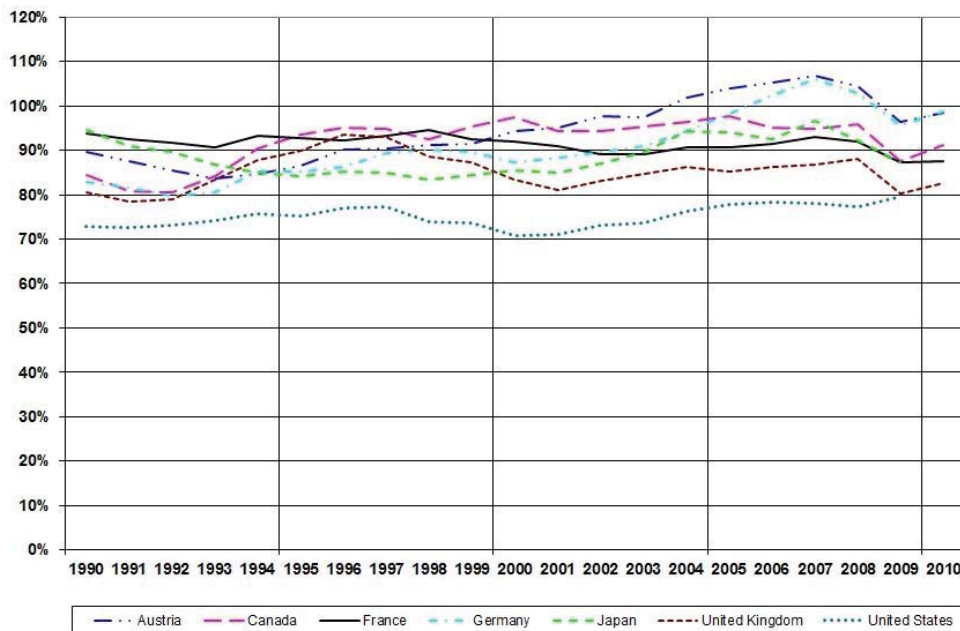
Allerdings muss bei solchen Überlegungen immer bedacht werden, dass sich die Verkäufer oftmals nicht völlig im Klaren sind, welche Klientel sie beliefern. Es gibt in der Wirklichkeit eben nicht „die“ Lohngutsparte und es existiert schon gar kein repräsentativer Agent, der die Geschäfte dieses Wirtschaftszweiges besorgt. Ebenso wenig trifft dies auf die Luxusindustrie zu. Die beiden Sphären der Ökonomie wurden von einer analytischen Warte aus separiert, um zu erblicken, was dem unbewaffneten Auge verborgen bleiben muss. Die folgende Grafik belegt, dass die identifizierten Motive sowie die daraus abgeleiteten Reaktionen nicht völlig weltfremd sind.

Obwohl im Modell einige Phänomene der Realität wie positive Sparquoten, die ökonomische Aktivität des Staates oder der Außenhandel überhaupt nicht vorkommen, scheinen die Verwertungsraten in etlichen Ländern über Dezennien ziemlich stabil in der Umgebung von 100 % zu liegen. Überraschenderweise unterschreitet die Profitrate in den als besonders kapitalistisch geltenden Vereinigten Staaten von Amerika durchgängig das Niveau in anderen Industrienationen. In den letzten Jahren

⁹ Farjoun / Machover (1983) lehnen die uniforme Verwertungsrate als Gleichgewichtskriterium einer Wettbewerbswirtschaft ab. Vielmehr gebe es einander entgegen gerichtete Antriebsfaktoren, die das System einmal zum Ruhepunkt hinziehen und ein andermal davon entfernen. In dem an die statistische Mechanik angelehnten Konzept verhalten sich Unternehmen ähnlich wie Gasmoleküle, weshalb die Profitraten im Kapitalismus durch eine Gammaverteilung beschrieben werden könnten. Bemerkenswerterweise erkennen die Autoren in ihren empirischen Belegen ebenfalls eine Tendenz der Mehrwertrate in Richtung 100 %. Eine knappe Darstellung des Ansatzes bietet Fröhlich (2009), S. 146 ff. In dem Buch findet sich zudem eine recht eindrucksvolle Bestätigung der Arbeitswertlehre durch die Fakten.

haben Österreich und Deutschland das andere Extrem gebildet: In diesen Ländern betrug die Ausbeutungsrate teilweise mehr als 100 %.

Abbildung 2: Profitraten auf gesamtwirtschaftlicher Basis*



*(Bruttoinlandsprodukt / Lohnsumme (inkl. Sozialbeiträge)) – 1

Quelle: OECD, stats. oecd.org [05.03.2012]

Berücksichtigt man die (geringe) empirische Qualität sonstiger Theorieangebote der Ökonomik – man denke etwa an die Effizienzmarkthypothese –, schneiden die Arbeitswertlehre im Allgemeinen und die Annahme einer hundertprozentigen Mehrwertrate im Besonderen erstaunlich gut ab. Die Faktenlage mindert jedenfalls die Erklärungskraft der Marx'schen Analyse keineswegs. Die konstruktive Fortentwicklung seines Werkes ist angesichts des bescheidenen Leistungsvermögens der etablierten Volkswirtschaftslehre (vgl. Helmedag 2012b) dringender denn je.

Literatur

- Böhm-Bawerk, E. v. (1889), Kapital und Kapitalzins, Zweite Abteilung: Positive Theorie des Kapitals, Innsbruck.
- Farjoun, E. / Machover, M. (1983), Laws of Chaos, A Probabilistic Approach to Political Economy, Verso, London.
- Fröhlich, N. (2009), Die Aktualität der Arbeitswerttheorie, Theoretische und empirische Aspekte, Metropolis, Marburg.
- Hartwig, J. (2000), Keynes versus Pigou, Rekonstruktion einer Beschäftigungstheorie jenseits des Marktparadigmas, Metropolis, Marburg.
- Helmedag, F. (1986), Die Technikwahl bei linearer Einzelproduktion oder Die dritte Krise der Profitrate, Peter Lang, Frankfurt a. M. / Bern / New York.
- (1993), Zur Berechtigung der grundlegenden theoretischen Konstruktion von Marx im ersten Band des „Kapital“, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 212, 442-450.
- (1994), Warenproduktion mittels Arbeit, Zur Rehabilitation des Wertgesetzes, 2. Aufl., Metropolis, Marburg.
- (2012a), Effektive Nachfrage, Löhne und Beschäftigung, in: Kromphardt, J. (Hrsg.), Keynes' General Theory nach 75 Jahren, Schriften der Keynes Gesellschaft 5, Metropolis, Marburg, 93-109.
- (2012b), Fortschrittsillusionen in der Ökonomik: Die Neue Handelstheorie, in: Enke, H. / Wagner, A. (Hrsg.), Zur Zukunft des Wettbewerbs, In Memoriam Karl Brandt (1923 – 2010) und Alfred E. Ott (1929 – 1994), Metropolis, Marburg, 39-55.
- (2012c), Principles of capitalistic commodity production, Intervention. European Journal of Economics and Economic Policies 9, 23-34.
- Marx, K. (1867), Das Kapital, Erster Band, Der Produktionsprozeß des Kapitals, in: MEW 23.
- (1868), Brief an Engels vom 30. April, in: MEW 32, 70-75.
- (1885), Das Kapital, Zweiter Band, Der Zirkulationsprozeß des Kapitals, hrsg. v. Engels, F., in: MEW 24.
- (1894), Das Kapital, Dritter Band, Der Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion, hrsg. v. Engels, F., in: MEW 25.
- Pigou, A. C. (1933/1968), The Theory of Unemployment, Frank Cass & Co. Ltd., London.
- Ricardo, D. (1815/1951), An Essay on the Influence of a low Price of Corn on the Profits of Stock, in: The Work and Correspondence of David Ricardo, hrsg. v. Sraffa, P., Vol. VI, Cambridge University Press, 9-41.

Skourtos, M. (1991), Corn models in the classical tradition: P. Sraffa considered historically, *Cambridge Journal of Economics* 15, 215-228.

Smith, A. (1776/1979), *An Inquiry Into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, Vol. I, Oxford University Press.